

# Albrecht DER MALER

von Wilhelm Heinrich

Plötzlich war er da; niemand wußte, wo er herkam. Die Schlafgenossen hatten ihn sehr freundlich in der alten Herberge in der hübschen kleinen Stadt am Niederrhein aufgenommen — denn er kam von „weither“. Er sprach ein Kauderwelsch, welches man nur schwer verstand und duzte jeden, den er antraf. Er nannte sich Albrecht, wie Dürer. Und Albrecht war ebenfalls Maler. Man konnte ihn täglich auf dem Markt sehen, wie er die alte Kirche malte. Anfangs stellte man sich um ihn herum, dann gewöhnte man sich daran, und es waren nur noch einige Kinder bei ihm, die zusahen, wie er seine Pinsel in einer Konservendose wusch, die mit einem schwärzlichen Wasser gefüllt war.

Seit einigen Tagen wohnte noch eine andere „Größe“ in der Herberge, ein wandernder Zigeuner. Er nannte sich Lukas und soll ein verkrachter Zahnarzt gewesen sein, der den Kunden in der

„Penne“ für ein Glas Bier so schmerzlos die Zähne zog, daß man ihr Wehgeschrei weit über die Straße hin hören konnte. Dann sagten die Leute: „Hört ihr's, Lukas hat Sprechstunde!“ Doch war Lukas nicht auf den Kopf gefallen. Er sprach Latein wie „Homer“, und sehr viele Bürger hätten ihn gerne mit nach Hause genommen, um ihren Söhnen Nachhilfestunden zu geben, wenn er weniger Flöhe gehabt hätte.

Das alles erzählte er Albrecht am ersten Tage ihres Zusammentreffens auf einer Bank im kleinen Stadtpark. Er zeigte seine guten und mustergültigen Diplome. Er würde leider, so sagte er, zu sehr die Freiheit lieben, als daß er sich wirklich ernsthaft seinem Beruf widmen könne.

Albrecht wurde zurückhaltender in seinem Vertrauen, was aber Lukas nicht hinderte, ihm seine unverbrüchliche



Freundschaft zu bezeugen. Er schlug sogar vor, mit ihm das Zimmer, welches er in einer düsteren Straße bewohnte, zu teilen. Albrecht war ein sehr schöner Mann und sah auch nicht dumm aus. Er war sauber, und eine gewisse Eleganz war ihm nicht abzusprechen, mit seinem großen Hut, seinem breiten roten Halstuch, welches die Brust bedeckte und den steifen gebügelten Hosen. Er hatte eines Tages eines seiner Bilder an einen Touristen verkauft. Für das Geld besorgte er sich gleich Handschuhe. Seine Kollegen spotteten über diesen Luxus, denn alle wußten, daß er nicht einmal Socken besaß. Die Winter waren rauh in der kleinen Stadt. Der Künstler kannte das Elend großer Künstler, welche seine Brüder waren. Er ertrug unverdrossen seine Not und wärmte sich an Zeitungen, die er in seinem Zimmerofen ansteckte.

Der Bestangesehene unter seinen Freunden war der Schlächter Haverkamp, der es schnell zu solchem Wohlstand brachte, daß er sich einen eigenen Laden mit Schaufenster bauen konnte. Als das Werk gediehen, stand er kritisch betrachtend, die dicken Arme über der blutbefleckten Schürze verschränkt, auf der anderen Straßenseite.

„Dieses Schaufenster ist zu kahl“, sagte er mit Kennermiene. „Da muß eine Kuh hingemalt werden.“

Er rief den Lehrjungen.

„Geh auf den Markt und hol' den Albrecht!“

Der Maler kam einige Minuten später.

„Was steht zu euren Diensten, Herr Kommerzienrat?“ fragte er mit Trompetenstimme.

„Du sollst eine Kuh über mein Schaufenster malen.“

„Eine Kuh? Und welche Kuh willst du großer Spekulant? Ein rotbuntes oder ein schwarzbuntes Tier?“

Herr Haverkamp schien verwirrt zu sein.

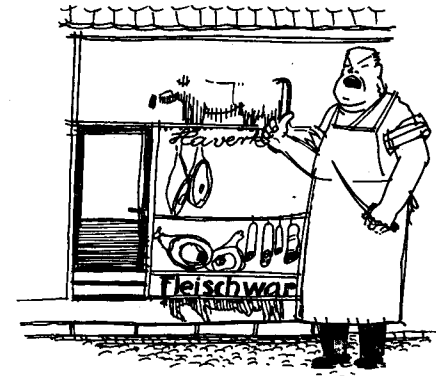
„Das ist mir gleich, möglichst fett muß die Kuh sein.“

„Das ist gut, Meister. Aber noch eine Kleinigkeit. Willst du die Kuh gebunden oder lose haben?“

„Oh, wie es am besten hinkommt. Das ganze ist ja nur eine Liebhaberei von mir. Vor allem muß sie fett sein. Das ist die Hauptsache.“

Die Kuh wurde schnell hingepinselt ein prächtiges Tier. Haverkamp war entzückt, und Albrecht erhielt außer dem vereinbarten Lohn noch eine lange Wurst als Zugabe. Der Künstler bezahlte an diesem Abend das Essen für seiner Freund Lukas, für Prieseke, den Bettler und für das Lumpensammlerpaar, welches nebenan wohnte, für alle die, welche die Freiheit über alles setzten.

Während der Nacht regnete es. Morgens wurde Albrecht von dem Geschrei des Herrn Haverkamp geweckt.



„So betrügst du mich. Treuloser Vagabund! Wie arbeitest du?“

„Was ist denn los?“

„Meine Kuh ist verschwunden.“

Wahrhaftig, vor dem prächtigen neuen Laden des Herrn Haverkamp beschmutzten lange braune Streifen den Bürgersteig. Das war alles, was von der Kuh übrig geblieben war.

„Du bist erstaunt, Ausbeuter?“ antwortete der Künstler mit Gleichmut. „Ich hatte dir doch gesagt, daß deine Kuh lose sei. Du mußt wissen, o Kaufmann, daß eine lose Kuh mit Essig gemalt wird und eine gebundene mit Öl.“

Die Kuh wurde mit Öl neu gemalt, und der Zwischenfall war glücklich beigelegt. Die Fremden, welche durch die kleine Stadt kamen, besuchten nun die gotische Kirche und das alte Kastell, dann zeigte man ihnen die Kuh von Albrecht.

Das Werk hatte Erfolg. Er bekam Aufträge aller Art. Unwissende Leute, die ihn zufällig entdeckten, boten ihm an, ihre Häuser zu streichen, was den Künstler tief verletzte. Trotzdem fand er es angenehm, für Geld zu arbeiten, wenn auch die Liebe zur Kunst etwas abkühlte. Er begann den Winter zu fürchten. Und die Suppengerüche, die den bürgerlichen Fenstern entströmten, verursachten ein unaussprechliches Heimweh. Sein robuster Männerkörper zerbrach, nach und nach seine Künstlerseele. Im Anfang malte er nur an Verzierungen und Girlanden. Dann wurden seine Pinsel immer dicker und breiter, und bald mußte er sogar einen kleinen Besen gebrauchen. Für ihn wurde das Leben gnädiger. Arbeit war in Menge vorhanden. Ja, er

mußte sogar zwei junge Gehilfen beschäftigen, um allen Aufträgen nachkommen zu können. Trotzdem hatte er sein Künstlerkleid behalten. Er hatte sich einen ebenso breiten Hut wie den vorherigen gekauft. Sein breites, immer rotes Halstuch war von besserer Qualität und seine Hosen waren von feinem Tuch.

Kein Wunder, daß bald die Mädels der Stadt sich die Häse nach ihm verdrehten. Albrecht hatte zwar mittlerweile ein bequemes Heim, doch fehlte die Frau an allen Ecken und Enden. Auf der Kirmes im November machte er die Bekanntschaft eines Mädchens. Nebenbei war sie jung und hübsch, und ihre Eltern hatten Vermögen. Beim Tanz im Festzelt unterhielt er sich glänzend mit ihr. Das arme Ding war in kürzester Zeit in ihn vernarrt. Man kann nicht behaupten, daß Albrecht seinerseits auch verliebt war. Er hatte immer seine Gefühle vernachlässigt, „um seine Persönlichkeit zu erhalten“. Nein, Albrecht war nicht verliebt. Aber diese Verkörperung der Jugend, diese blauen Augen und diese matts goldenen Haare hatten in ihm wieder das Verlangen nach der schönen Malerei geweckt. Im Innersten und trotz aller Konzessionen, die er gemacht hatte, bewahrte er den Wunsch, wenigstens ein unsterbliches Werk zu schaffen. Und dieses blonde, unerfahrene und ländliche Geschöpf war schön genug, um in ihm die Sonne aufgehen zu lassen, aus der die Meisterwerke hervorgehen.

Der Vater der Kleinen ließ sich lange bitten. Die Vergangenheit Albrechts bot nichts, was Vertrauen einflößen konnte. Anne weinte, bat und durfte dann den Tag der Hochzeit festsetzen, die in engstem Kreise gefeiert wurde. Am anderen Morgen kaufte sich Albrecht eine Leinwand, die größte, die er in der Stadt auftreiben konnte und begann mit Begeisterung zu malen. Anne, sein Modell, mußte manchmal gewaltig gähnen. An den folgenden Tagen ging es ähnlich zu. Die blonde Venus protestierte zunächst zaghaft, dann wurde sie wütend. Sie habe keinen Mann geheiratet, um den ganzen Tag vor ihm still zu sitzen, viel lieber würde sie jetzt eine Hochzeitsreise an den Oberrhein machen. Albrecht beruhigte sie. Sie würden nach München fahren, man würde ausstellen, Feste feiern und andere schöne Dinge dort erleben. Anne verstand sein Gerede zwar nicht ganz, doch sie bewunderte ihn nach wie vor und tat, was nur wenige Frauen getan hätten — sie schwieg.

Zum Schluß jeder Sitzung versuchte Anne das Bild zu sehen, aber der Gatte verdeckte es gleich.

„Nicht eher bis es fertig ist, kleiner Spatz.“

Der kleine Spatz war geduldig, und Albrecht fieberte weiter. Doch eines Abends schien der Künstler aus seiner Ekstase zu erwachen. Er ließ einen gewaltigen Seufzer der Erleichterung hören und schnalzte voller Befriedigung mit der Zunge.

Anne kam näher, auf Zehenspitzen, stellte sich hinter Albrecht, schaute lächelnd, hielt den Kopf schief, verzog das Mündchen und stieß dann einen markerschütternden Schrei aus, daß die Nachbarn zusammenliefen. Das sollte sie sein, dieses unnennbare Etwas, grün und rot. Huh! Das ist ja entsetzlich. Das junge Weib rannte zum Spiegel, um sich von ihrer makellosen Schönheit zu überzeugen. Nein, sie hatte nichts gemein mit diesem Schreckgespenst. Ihre Haare

waren blond, ihr Mund rot . . . . Aber diese da . . . .

Anne flüchtete weinend zu ihrem Vater und beschwor ihn:

„Lieber Vater! Albrecht ist übergeschnappt und hat ein entsetzliches Bild von mir gemalt, ein Scheusal in schillernden Farben: Hilf mir.“

Albrecht kam bald, seine Frau zu suchen. Er schwor ihr einen fürchterlichen Eid, die Leinwand zu zerstören und nur noch Häuser zu streichen und Firmenschilder zu malen und bestätigte obendrein feierlich, daß die Kunst eine unselige Verrücktheit des Mannes sei. Der Frieden wurde so mit Schwüren und Tränen wieder hergestellt.

Doch an manchen Abenden, wenn Anne in der Nachbarschaft Besuch macht, dann steigt Albrecht in den Keller und betrachtet sein Bild, das er sorgfältig versteckt hält. Neben Anne ist es seine zweite stille Liebe.